

EVO | **OLIVE**

Oktober 2024 Ausgabe #05

Das Magazin über Wissenschaft,
die Gesellschaft verändert

ISSN 2750-9826

Wir verändern Gesellschaft

Werkzeuge

EVANGELISCHE
HOCHSCHULE
FREIBURG



INHALT

04 Mein Weg: Silke Kaiser

Einstehen für mehr Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit

08 Eine Frage der Haltung

Die Hochschule entwickelt ein Schutzkonzept für Prävention und Intervention

09 Gesünder studieren

Welche Unterstützung junge Menschen brauchen, erforscht Maïke Rönna-Böse mit Team

12 Braucht Freiburg ein queeres Jugendzentrum?

Eine Kommune sucht nach Antworten

14 „Das Feld mit Spitzenkräften besetzen“

Dörte Weltzien über die gesellschaftspolitische Dimension der Kindheitspädagogik

17 Erfolgreicher Innovationssprint

Gute Nachversorgung nach der Klinik: Eine App aktiviert soziale Netzwerke

20 Die große Frage: Lehre und KI: Werkzeug mit Potenzial?

Es kommt darauf an, sagt Stefanie Engler

23 Fokus auf Lösungen

Markenzeichen und Wettbewerbsvorteil der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften

EDITORIAL

Ein gemeinsamer Beitrag von ChatGPT und Renate Kirchhoff

(Originaltext der KI in Schwarz, menschliche Überarbeitung in Magenta¹)

Willkommen zur neuen Ausgabe von ev.olve, dem Magazin über Wissenschaft, die Gesellschaft verändert. ~~Unser heutiges Thema: Werkzeuge.~~

Werkzeuge sind die Grundpfeiler der Wissenschaft und des Fortschritts. Sie ermöglichen es uns, komplexe Probleme zu lösen, neue Erkenntnisse zu gewinnen und nachhaltige Lösungen zu entwickeln. ~~Von der klassischen Laborausstattung über fortschrittliche digitale Technologien bis hin zu innovativen Methoden der Datenanalyse~~ **Von Modellen für die Netzwerkanalyse über fundierte Evaluationen bis hin zu Software in der Lehre** – Werkzeuge sind unverzichtbar für die Arbeit von Wissenschaftler*innen.

Ein besonders spannendes Werkzeug ist die Künstliche Intelligenz (KI). ~~Aber Moment mal, wurde dieser Text etwa mithilfe von Künstlicher Intelligenz produziert? Die Antwort ist: Ja.~~ Dieser Text wurde von einer KI generiert, jedoch ~~unter der sorgfältigen Aufsicht mit Schmunzeln und mit Prompt-Expertise~~ von menschlichen Redakteur*innen redigiert.

Die Nutzung von KI zeigt, wie moderne Werkzeuge nicht nur die Wissenschaft, sondern auch kreative Prozesse unterstützen können. KI kann große Datenmengen analysieren, Muster erkennen und sogar Texte verfassen. Dennoch bleibt der menschliche Geist unverzichtbar – für ethische Überlegungen, kreative Impulse und die finale Gestaltung.



In dieser Ausgabe von ev.olve möchten wir Ihnen die vielfältigen Werkzeuge vorstellen, die Wissenschaftler*innen nutzen, um unsere Welt **zu ergründen und zu verbessern. Entdecken Sie, wie Genomeditierung Krankheiten bekämpft, wie Umweltechnologien zu einer nachhaltigeren Zukunft beitragen und wie soziale Innovationen Gemeinschaften stärken.**

~~Lassen Sie sich inspirieren und fragen Sie sich: Welche Werkzeuge können Sie nutzen, um positive Veränderungen in Ihrer Umgebung zu bewirken?~~ Was wären all diese Werkzeuge ohne die Menschen, die sie einsetzen?

Die Text-KI und ich wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen.

Prof.in Dr.in Renate Kirchhoff Rektorin der Evangelischen Hochschule Freiburg

¹ Der Prompt lautete: „Verfasse ein Editorial für ein Magazin mit einer Textlänge von 1400 Zeichen inklusive Leerzeichen. Das Magazin heißt ev.olve, sein Slogan ist: ‚Das Magazin über Wissenschaft, die Gesellschaft verändert‘. Das Thema der aktuellen Ausgabe ist: Werkzeuge. Der Text soll die Frage beinhalten, ob er mithilfe von Künstlicher Intelligenz produziert wurde.“

Prof.in Dr.in Silke Kaiser

Mein Weg: Silke Kaiser



Silke Kaiser setzt sich in vielfältiger Weise für Chancengerechtigkeit ein – als Resilienzforscherin, als Professorin für Kindheitspädagogik, als Gleichstellungsbeauftragte der EH Freiburg. In ihrer beruflichen Biografie gibt es einen roten Faden: Menschen zu mehr Selbstwirksamkeit verhelfen. Ein Porträt.

„Ich möchte Impulse für Veränderung setzen.“

Seit vier Jahren ist Silke Kaiser Professorin für Kindheitspädagogik an der Evangelischen Hochschule Freiburg. Vier Jahre sind auf einer Professur keine lange Zeit. Man muss sich einrichten, an die Gepflogenheiten der Hochschule anpassen, vielleicht die eigene Forschung neu ausrichten und mit Kolleg*innen oder bestehenden Projekten abgleichen. Silke Kaiser hat in dieser Zeit noch zusätzliche hochschulinterne Aufgaben geschultert: Sie war für den Fachbereich Pädagogik und Supervision in der Gleichstellungskommission. 2023 übernahm sie das einjährige Forschungsprojekt zu „Third Mission“ an der EH Freiburg, im Frühjahr 2024 die Leitung des Master-Studiengangs Bildung und Erziehung im Kindesalter. Gleichstellungsbeauftragte ist sie seit März 2023. „Mir geht es darum, dass Chancengerechtigkeit an der Hochschule noch relevanter wird, dass Ungerechtigkeiten abgebaut werden. Ich möchte dafür die Prozesse der Hochschule tiefer verstehen und eigene Impulse für Veränderung setzen“, erklärt Silke Kaiser.

Das Amt der Gleichstellungsbeauftragten ist gesetzlich vorgeschrieben. Gewählt werden können an der EH Freiburg nur hauptamtlich lehrende Professor*innen, was Silke Kaiser nicht ideal findet: „Professor*innen benoten Studierende. Das ist eine Machtasymmetrie und kann eine zusätzliche Hürde darstellen, wenn Studierende Beratungsbedarf haben oder Fälle sexualisierter Gewalt melden wollen.“ Trotzdem hält Kaiser die Gleichstellungsbeauftragung für ein geeignetes Werkzeug, um mehr Chancengleichheit an der Hochschule und in der Wissenschaft herzustellen. Die Rahmenbedingungen an der EH Freiburg seien gut. Hilfreich findet sie etwa die Gleichstellungskommission, in der sie verschiedene Perspektiven einholen kann. Die Kommission besteht aus der Gleichstellungsbeauftragten, einer*m Professor*in aus jedem Fachbereich und einer*m Studierenden. Vor allem aber sind an der Hochschule die Wege kurz: wörtlich und im übertragenen Sinn: „Unser Rektorat hört sich an, was ich zu sagen habe. Wir gehen in den Diskurs und wägen gemeinsam Lösungen ab.“ Wertvoll sei auch die Vernetzung der EH Freiburg in der Landes- und Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen und im Verein „Familie in der Hochschule“.

Als Gleichstellungsbeauftragte ist Silke Kaiser für Geschlechtergerechtigkeit und für Chancengleichheit zuständig. „Wenn zum Beispiel Studierende ihre Hausarbeit nicht fristgerecht abgeben können, weil sie ein Kind unter zehn Jahren versorgen, die Kita ihre Öffnungszeiten verkürzt, dann berate ich sie“, erzählt Kaiser. Eine Empfehlung von ihr kann dann sein, die Abgabefrist zu verlängern und das mit dem Prüfungsamtsleiter abzustimmen: „Das nimmt viel Druck von den Studierenden.“ Eine Anregung von Studierenden, die von der Hochschule auf Impuls von Kaiser umgesetzt wurde: Studierende können sich jetzt auf Antrag von den Studiengebühren befreien lassen, wenn sie Care-Aufgaben haben, etwa Angehörige wöchentlich wenigstens zehn Stunden pflegen. Kaiser nimmt auch an allen Berufungsverfahren teil, von der Ausschreibung bis zur Auswahlentscheidung – hier mit dem Fokus auf Geschlechtergerechtigkeit.

Kaisers großes Ziel: das Schutzkonzept gegen sexualisierte Gewalt

Für ihre Amtszeit hat sich Silke Kaiser eine große Aufgabe der Hochschulentwicklung vorgenommen: ein umfassendes Schutzkonzept (s. S. 11). Sie hat einen Arbeitskreis gebildet, in dem alle Gruppen der Hochschule vertreten sind – Studierende, Professor*innen, wissenschaftlich Mitarbeitende und Mitglieder der Verwaltung. „Denn Partizipation und Mehrperspektivität sind Voraussetzungen dafür, Missbrauch fördernde Strukturen aufdecken zu können. Konsens ist dabei: Missbrauch gibt es potenziell in jeder Institution, also wahrscheinlich auch bei uns.“

Die Arbeit am Schutzkonzept ist ein logischer Schritt in Silke Kaisers beruflicher Laufbahn. Zum ersten Mal hatte sie mit dem Thema Gewalt, insbesondere sexualisierter Gewalt, während eines Praktikums vor ihrem Diplom-Studium der Sozialpädagogik zu tun. Dort musste sie sich auch mit Eltern und Täter*innen befassen. Das weckte bei ihr das Interesse an einer tieferen Auseinandersetzung mit der Gewaltproblematik. Nach dem Studium arbeitete sie als Gruppenleiterin in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Viele Kinder und Jugendliche

dort hatten Missbrauch oder Gewalt erlebt. Sie engagierte sich als Erziehungsbeiständin, leitete später einen offenen Elterntreff im Bereich Frühe Beratung und Frühe Hilfen. Immer wieder war das Thema Gewalt in ganz unterschiedlichen Formen sehr präsent.

Silke Kaiser wollte mehr Werkzeuge zur Hand haben, um Menschen auch in überfordernden Lebenssituationen kompetent unterstützen zu können. Während des Studiums befasste sie sich mit personenzentrierter Beratung. Sie absolvierte Weiterbildungen in Gestalttherapie, später folgte eine Weiterbildung in Systemischer Beratung und Therapie. „Mir ging es immer um mehr Wissen und um eine Haltung, die Menschen zu mehr Selbstwirksamkeit verhilft“, betont Kaiser. Während ihrer Tätigkeit in der stationären Kinder- und Jugendhilfe beschäftigten sie Fragen, die sie nicht mehr losließen. „Es gibt Kinder und Jugendliche, die sich mit relativer seelischer Gesundheit entwickeln – obwohl sie zum Beispiel sexuellen Missbrauch, körperliche und seelische Gewalt oder Drogensucht der Eltern erleben. Ich stellte mir die klassischen Fragen der Resilienzforschung: Welche Eigenschaften oder Fähigkeiten haben diese Kinder und Jugendlichen? Und kann man diese Kompetenzen fördern?“

2014 ging Silke Kaiser wieder in die Wissenschaft, promovierte 2019 an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd zur Resilienzförderung bei Kindern unter drei Jahren und arbeitete als Lehrbeauftragte für die DHBW Stuttgart. „Ich wollte mich vertieft mit den Fragen zur Resilienz auseinandersetzen und das an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Denn Lehre und Forschung sind mir wichtig, und der Praxistransfer ist mir auch ein großes Anliegen.“ 2020 wurde sie an die EH Freiburg berufen. Hier forscht Kaiser heute zu den Rahmenbedingungen des Aufwachsens von Kindern unter vierzehn Jahren: Das umfasst die Bedingungen in Kita, Schule – auch bei Ganztageseinrichtungen – und Familie; sie interessiert dabei, ob und wie hier unterstützende Beziehungen etwa durch Fachkräfte gestaltet werden können. Ihre Studierenden der Kindheitspädagogik (Bachelor) hat sie im 6. Semester

„Missbrauch gibt es potenziell in jeder Institution.“

Kinder in Hort und Schule fragen lassen, welche Formen von Gewalt und Diskriminierung diese erleben. „Und die Kinder haben ihre Erfahrungen klar benannt. Die Ergebnisse haben die Studierenden an Schulleitung und Lehrende mit Handlungsempfehlungen zurückgegeben“, sagt Kaiser.

Für die Wissenschaftlerin Kaiser zählt die Politikberatung selbstverständlich zu ihren Aufgaben: „Wir können als Hochschule etwas bieten, beispielsweise für das Kultusministerium oder einzelne Abgeordnete, um unseren spezifischen Beitrag mit Forschung und Qualifikation von Fachkräften zu leisten.“ Als gefragte Referentin und Leiterin von Weiterbildungen für Fachkräfte vermittelt sie Kompetenzen zu seelischer Gesundheit und Resilienz, zu Transitionen im Kindesalter und weiteren pädagogischen Themen.

Aus der Praxis kommen neue Fragen

Silke Kaiser bekommt auch Impulse aus Praxisseminaren, die fester Bestandteil des Studiums an der EH Freiburg sind. „Unsere Studierenden erleben ein sehr anspruchsvolles Berufsfeld: Es fehlen Fachkräfte, die Fluktuation ist hoch, Kinder oder Familien kämpfen mit Herausforderungen, zum Beispiel Fluchterfahrungen oder Armut, und Eltern haben erhöhten Beratungsbedarf. Entsprechend viele Fragen fließen in unsere Seminare ein.“



„Wir wollen Studierende befähigen, etwas gesellschaftlich und politisch zu gestalten.“

Im Frühjahr 2024 hat Kaiser die Leitung des Master-Studiengangs Bildung und Erziehung im Kindesalter übernommen. Sie lehrt im Master unter anderem im Wahlpflichtbereich „Didaktik und Methodik der Erwachsenenbildung im Bereich der Bildung, Betreuung und Erziehung im Feld der (Kindheits-) Pädagogik“. Hier qualifiziert sie die Studierenden in Didaktik und in anderen Kompetenzen, die sie als Lehrkräfte an Fachschulen oder in der Fort- und Weiterbildung pädagogischer Fachkräfte brauchen.

Von Kaisers Praxiserfahrung profitieren die Studierenden im direkten Austausch: Sie erleben Kaiser als Role Model für Didaktik, beispielsweise wenn sie in der Praxis hospitieren und die Professorin Multiplikator*innen über das Zentrum für Kinder- und Jugendforschung an der Hochschule schult. Die Studierenden lernen beispielsweise auch, wie sie Unterrichtseinheiten selbst durchführen.

„Ich begleite die Studierenden dabei intervisitorisch, so dass sie ihre Lehrtätigkeit theoriegestützt analysieren, verändern und sich so weiterentwickeln können“, sagt Kaiser. Die Master-Absolvent*innen gehen später in die Forschung, arbeiten als Lehrkräfte in Fachschulen, in der Beratung oder leiten Einrichtungen. Das Ziel des Master-Studiengangs sieht Silke Kaiser nicht nur darin, Absolvent*innen das professionelle Rüstzeug für ihren zukünftigen Berufsweg zu geben. „Wir wollen sie auch befähigen, gesellschaftlich und politisch etwas zu gestalten, damit sich die Bedingungen, unter denen Kinder aufwachsen, verbessern.“ Mit Blick auf ihre Laufbahn in Praxis und Wissenschaft ergänzt sie: „In die EH Freiburg bringe ich meine vielfältigen kindheitspädagogischen Kompetenzen ein, ebenso die aus der Resilienzförderung und zur Missbrauchsprävention. Und jetzt profitiere ich davon auch enorm für meine Gleichstellungsbeauftragung, ganz besonders für die Entwicklung des Schutzkonzepts.“

Stefanie Hardick

EINE FRAGE DER HALTUNG

Die Evangelische Hochschule befindet sich mitten im Prozess, ein Schutzkonzept für Prävention und Intervention zu entwickeln. Ein erster Entwurf ist zum Ende des Wintersemesters 2025 geplant. Das Konzept soll den Schutz aller Hochschulmitglieder – Studierende, Lehrende, Verwaltungsmitarbeitende – und auch von Lehrbeauftragten und Hochschulgästen vor sexualisierter Belästigung, Diskriminierung und Gewalt verbessern und ein respektvolles Klima an der Hochschule fördern.

Vor allem Machthierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse begünstigen Missbrauch in Form von sexualisierter Diskriminierung und Gewalt. Und selbstverständlich trifft das auch auf Hochschulen zu. So wenig wie es diskriminierungsfreie Räume gibt, so wenig gibt es Institutionen, die frei von grenzverletzendem Verhalten sind. Das ist die Basis für eine sensible und auch konsequente Haltung.

Die Hochschule fordert in ihrem Leitbild der EH Freiburg Haltung und Handlung ein. Dazu gehört etwa der Grundsatz „Chancengleichheit fördern“ und „intern Barrieren und Diskriminierung abbauen“. Ein Schutzkonzept ist ein ganz zentraler Baustein hierfür. Strukturen für Konflikt- und Beschwerdemanagement gehören ebenfalls dazu, 2019 wurden sie aktualisiert. Die Gewaltschutzrichtlinie der Evangelischen Landeskirche in Baden nimmt die EH Freiburg zusätzlich in die Pflicht.

Im Jahr 2020 hat die Hochschule einen Leitfaden „Gegen sexuelle Belästigung und andere Formen der sexualisierten Gewalt“ verabschiedet. Er informiert Betroffene und Ratsuchende zum Beispiel darüber, welche Vertrauenspersonen es an der Hochschule gibt oder wie ein Tathergang dokumentiert wird.

Das neue Schutzkonzept geht weit darüber hinaus. Es setzt auf einen internen Diskurs darüber, wie und wo Diskriminierung und Gewalt entstehen kann, welche tradierten Verhaltensweisen überdacht werden müssen: bei sich selbst wie beim Gegenüber. Es geht um eine erweiterte Analysepraxis und auch um Handlungsmöglichkeiten und -pflichten der Hochschulmitglieder: Wer ist wann schutzbedürftig, wer braucht mehr Informationen? In welchen Alltagssituationen kann Hierarchie ausgenutzt werden? Welche Strukturen und Abläufe begünstigen grenzverletzendes Verhalten? Was kann und muss ich tun, wenn ich von grenzverletzendem Verhalten erfahre?

An der EH Freiburg forschen eine Reihe von Wissenschaftler*innen zu Themen, die das Schutzkonzept tangieren: unter anderem zu Machtstrukturen und -dynamiken, Geschlechtersensibilität, Sexual- und Gewaltkriminalität. Dieser fachliche Hintergrund spiegelt sich auch in der von Anfang an hohen Akzeptanz der Konzeptentwicklung wider.

Das Schutzkonzept ist also mehr und anderes als ein „Werkzeugkasten“: Das Zusammenspiel aus Analyse und strukturellen Veränderungen soll über verbindliche Vereinbarungen zu einer Haltung führen, die von allen Hochschulgruppen mitgetragen wird.

Was bisher realisiert wurde: Die Gleichstellungsbeauftragte Professorin Silke Kaiser initiierte die Entwicklung des Schutzkonzepts und leitet den Arbeitskreis, in dem alle Hochschulgruppen vertreten sind. Er wird beratend begleitet durch die Fachstelle Prävention der badischen Landeskirche. Es gab bereits Sensibilisierungsworkshops und Schulungen für Lehrende und Verwaltungsmitarbeitende, und eine hochschulweite Risiko- und Potenzialanalyse mittels Befragungen wurde durchgeführt. Sie soll klären, was schon gut funktioniert und wo die Hochschule noch besser schützen und genauer hinsehen sollte. Die Auswertung läuft noch. Was schon feststeht ist, dass Personen aus allen Hochschulgruppen an den Befragungen teilgenommen haben. „Eine gute Mischung“, sagt Kaiser, so seien sehr vielfältige Positionen und Erfahrungen benannt worden. Für seine Analysen und Konzepte nutzt der Arbeitskreis die spezifische Expertise von Kaiser (s. S. 4 ff.) sowie Input aus den Landes- und Bundeskonferenzen der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten, Konzepte anderer Hochschulen und der Hochschulrektorenkonferenz sowie Know-how von Fachkolleg*innen.

Mehr Infos: www.eh-freiburg.de/schutzkonzept

Gesünder studieren

Die psychische Belastung von Studierenden nimmt zu, das lässt sich auch in Studien, zum Beispiel der Techniker Krankenkasse², nachlesen. Jüngere Berichte beleuchten die Gesundheit der Studierenden nach der Corona-Pandemie. Ein zentrales Ergebnis: Der subjektive Gesundheitszustand der Studierenden hat sich im Vergleich zur Zeit vor der Pandemie stark verschlechtert. Sie fühlen sich emotional erschöpft und brauchen Unterstützung, um ihr Studium zu organisieren. Hier setzt das Projekt „Stark studieren!“ an, mit dem die EH Freiburg gleichzeitig Hilfe anbietet und Forschung betreibt. Wir werfen einen Blick in diesen Werkzeugkasten.

„Stark studieren!“ im Überblick

Laufzeit: April 2023 bis April 2025

Gefördert von: BARMER Krankenkasse

Projektteam: Prof.in Dr.in Maïke Rönnau-Böse (Projektleitung), Juliane Cichecki (Konzeption und Durchführung von Angeboten) und Shejla Ramadan (Evaluation) als Kernteam an der EH Freiburg, unterstützt von Dr.in Stefanie Pietsch (Angebot Coaching) und in Kooperation mit Prof.in Dr.in Rieke Hoffer (Hochschule Koblenz; Leitung Evaluation)

Kerngedanke: Mit Partizipation der Studierenden gesundheitsförderliche und resilienzstärkende Angebote konzipieren, durchführen, evaluieren und verbessern. Studierende mit psychischen Krisen werden durch Ad-hoc-Hilfe unterstützt. Präventionsangebote helfen beispielsweise beim lösungsorientierten Umgang mit Prokrastination (Aufschiebeverhalten) und Prüfungsangst. Durch Forschung werden neue Daten und Erkenntnisse zur mentalen Gesundheit und Resilienz insbesondere von Bachelor-Studierenden gewonnen.

Hintergrund: Projektleiterin Maïke Rönnau-Böse hat schon untersucht, wie es sich mit der Resilienz von Kitakindern, Schüler*innen und pädagogischen Fachkräften verhält. Es lag also nahe, die mentale Gesundheit der Studierenden an der EH Freiburg in den Blick zu nehmen: „Wir qualifizieren hier angehende Fachkräfte, die später im Beruf andere stärken und schützen.“ Gleichzeitig erlebt Rönnau-Böse, dass die Studierenden selbst zunehmend psychische Probleme haben: Sie kämpfen mit Prüfungsstress, Leistungsdruck, Motivations-tiefs oder der Selbstorganisation. Hinzu kommen Belastungen in der Familie und im sozialen Umfeld.

Das Projekt: Im Mai 2023 wurden die Studierenden erstmals gefragt, was sie brauchen und welche Art von Unterstützung sie sich wünschen. Schon im Oktober desselben Jahres starteten die ersten Angebote. Seitdem wird ausgewertet, angepasst und verstetigt. Rieke Hoffer von der Hochschule Koblenz evaluiert das zweijährige Projekt. Ein Vorteil dieser Aufteilung: Hoffers Koblenzer Studierende, die nicht an den Angeboten von „Stark studieren!“ teilnehmen, fungieren als Kontrollgruppe „Wir wollen nicht nur sehen, was die Studierenden gut finden, sondern auch, was ihre Resilienz nachweislich erhöht“, erklärt Hoffer. Die Studierenden aus Koblenz erhalten zu einem späteren Zeitpunkt die Angebote aus dem Projekt. Valide Ergebnisse gibt es nach dem Projektende 2025, erste Rückmeldungen zu konkreten Maßnahmen zeigen: Die Angebote wirken. Das Feedback hilft außerdem zu verstehen, wo noch Unterstützung fehlt und Prozesse verbessert werden können. „Auf der individuellen Ebene wollen wir die Selbstverantwortung für die eigene Gesundheit stärken. Wir sehen aber auch die Hochschule als Organisation in der Pflicht, auf die Gesundheit der Studierenden zu achten“, so Rönnau-Böse.

² Bericht der Techniker Krankenkasse: „TK-Gesundheitsreport 2023 – Wie geht's Deutschlands Studierenden?“

Starke Angebote

Offene Resilienz-Sprechstunde

Die Studierenden haben sich eine unabhängige Vertrauensperson gewünscht, die sie unkompliziert ansprechen können. Juliane Cichecki nimmt sich in ihrer offenen Resilienz-Sprechstunde Zeit für alle, die über Unsicherheiten oder Probleme sprechen möchten. Je nach Fragen, vermittelt sie die Studierenden weiter, zum Beispiel an die psychologische Studierendenberatung des Studierendenwerks. Viele nehmen aber auch eine Resilienzberatung mit weiteren Gesprächsterminen dankbar an.

Zwischenfazit: In einem Großteil der Gespräche geht es allgemein um Stressbewältigung und Probleme mit der Selbstorganisation.

Resilienzberatung und Coaching-Sessions

Es gibt zwei sich ergänzende Angebote von Juliane Cichecki und Stefanie Pietsch: eine Resilienzberatung und individuelle Sessions zu mentaler Gesundheit. Beide unterstützen als Vertrauensperson und Sparringpartner in einer Mischung aus Beratung und Coaching Studierende beim Erkennen und Bearbeiten von Belastungen. Die 1:1-Gespräche (45–60 Minuten) finden als persönliche Treffen in der Hochschule oder online statt.

Zwischenfazit: Die meisten Studierenden nehmen beide Angebote in Anspruch. Vor Prüfungsphasen war die Nachfrage besonders hoch.

Workbooks

Die Workbooks werden zu den Themen erstellt, die in Workshops vertieft werden. Sie enthalten theoretische Erklärungen und Impulse, Reflexionsvorschläge und Anregungen für praktische Übungen. In 1:1-Sessions können die Workbooks als Leitfaden dienen, um gemeinsam Ursachen für Schwierigkeiten zu ergründen und an Lösungen zu arbeiten. In Workshops kommen daraus einzelne Elemente zum Einsatz, die übrigen Inhalte können in Eigenregie vertieft werden. Studierende können mit den Workbooks auch eigenständig arbeiten.

Zwischenfazit: Die Workbooks werden von Studierenden oft ergänzend zu den Beratungen genutzt, um zu Hause an den eigenen Themen zu arbeiten.



Gesünder studieren

Writing Night

Anfang 2024 fand die erste Writing Night von 19 bis 24 Uhr in der EH Freiburg statt. Es ging darum, sich auf das gelingende Schreiben von Haus- und Abschlussarbeiten einzustimmen: weniger Ängste und Blockaden, mehr Kontrolle und Gelassenheit, vielleicht sogar neue Freude am Schreiben als vertieftem wissenschaftlichen Arbeiten. Rund 80 Studierende kamen zusammen, schalteten die Handys aus und fokussierten sich auf ihre Fachtexte. 30-minütige Schreibphasen wechselten sich mit Pausen und Bewegungseinheiten ab, es gab Catering und im Raum der Stille konnte angeleitet meditiert werden.

Zwischenfazit: Das Format kam sehr gut an, Studierende aus allen Studiengängen und Phasen des Studiums haben es genutzt.

Workshop-Reihen zu Prokrastination, Stressbewältigung und Schreibroutinen

Aufbauend auf den häufigsten Problemthemen, die in den Beratungs- und Coaching-Gesprächen zutage traten, sind mehrere Workshop-Reihen entstanden: zum Prokrastinieren, zur Stressbewältigung und zum Abbau von Schreibblockaden. Sie finden online oder in Präsenz statt, begrenzt auf jeweils 25 Teilnehmende. Im ersten Teil geht es um die gemeinsame Ursachenforschung. Zum Beispiel: Woher kommt mein Stress? Oder: Wie lange kann ich etwas aufschieben? Im zweiten Teil werden Bewältigungsstrategien vorgestellt, etwa Atemtechniken zur Entspannung oder die Pomodoro-Technik, eine Methode des Zeitmanagements.

Zwischenfazit: Die Workshops waren schnell ausgebucht, die Resonanz war sehr positiv.

Mentoring durch Studierende

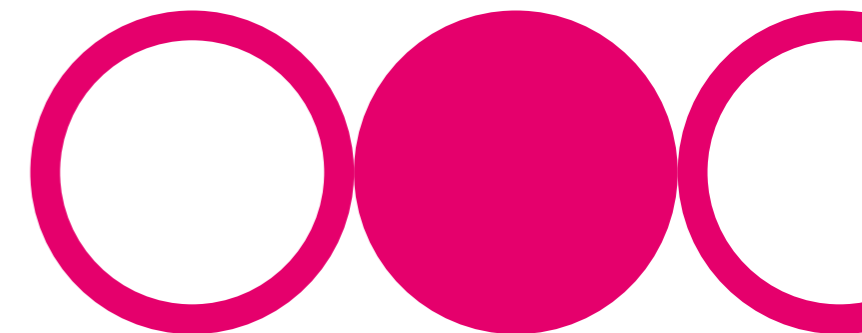
Erfahrene Studierende aus Bachelor- und Master-Studiengängen stehen für Studierende als Ansprechpartner bereit: Sie geben Tipps gegen Prüfungsstress oder erklären Abläufe an der Hochschule, wie etwa die Stundenplanung oder die Vorbereitung auf Praxisphasen. Die Mentor*innen werden geschult, bei Bedarf bekommen sie weitere Fortbildungen und können Supervision in Anspruch nehmen.

Zwischenfazit: Mentor*innen haben bei verschiedenen Anlässen eine wichtige Rolle: Bei einer Infoveranstaltung für Studieninteressierte sind sie auf individuelle Fragen und Sorgen eingegangen und konnten Lösungswege aufzeigen.

Online-Atlas für Beratungsstellen

Ein bislang erst angedachtes Werkzeug ist ein digitaler Mental-Health-Atlas, der Beratungsstellen und Ansprechpartner*innen im Raum Freiburg enthalten soll. Der Plan ist: Bis Frühjahr 2025 steht er auf dem hochschuleigenen Ilias-Server allen Studierenden zur Verfügung.

Dirk Nordhoff



Projektteam: Juliane Cichecki, Stefanie Pietsch, Maika Rönnau-Böse (von links); nicht auf dem Bild: Rieke Hoffer, Shejia Ramadan

Bedarfsanalyse: Braucht Freiburg ein queeres Jugendzentrum?

Titel:

Bedarfsanalyse und Konzeptentwicklung für ein queeres Jugendzentrum in Freiburg

Projektleitung:

Prof.in Dr.in Nina Wehner

Wissenschaftliche Mitarbeit:

Dr.in des. Annika Spahn, Institut für Angewandte Forschung (IAF) der EH Freiburg

Wissenschaftliche Hilfskräfte:

**Bente Schulte Westenberg,
Leo Dejaeger, Judith Brodbeck**

Auftraggeber:

Amt für Kinder, Jugend und Familie der Stadt Freiburg

Laufzeit:

02/2024 bis 10/2024

Hintergrund: Queere Jugendliche erleben häufig Diskriminierung und Gewalt – auch in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Daher haben sie einen erhöhten Unterstützungsbedarf. Zur Verbesserung der Situation sind verschiedene Optionen denkbar: ein queeres Jugendzentrum, ein soziokulturelles queeres Zentrum, in dem auch Kinder- und Jugendarbeit stattfinden könnte, oder der Ausbau sensibilisierter Angebote in der bestehenden, allgemeinen offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Ziel: Ein Team der EH Freiburg untersucht, welche Bedarfe junge queere Menschen formulieren und welches Modell am besten geeignet ist, um diesen zu entsprechen. Die Forschenden analysieren dafür die Bedarfe und Wünsche von queeren Kindern und Jugendlichen, Stadtverwaltung, queerer Community und Anbietern der offenen Kinder- und Jugendarbeit sowie deren Emotionen und Einstellungen zu den verschiedenen Optionen. Ausgehend von den Ergebnissen entwickelt das Team ein Konzept für die queere Kinder- und Jugendarbeit.

Forschungsdesign: Multiperspektivischer Ansatz: Onlineumfragen mit queeren Menschen zwischen 14 und 21 Jahren, mit Erziehungsberechtigten queerer Kinder und Jugendlicher sowie mit queeren Menschen über 21 Jahren, anschließende Vertiefung in Gruppendiskussionen; runder Tisch mit Akteur*innen aus Stadtverwaltung, offener Kinder- und Jugendarbeit und queerer Community; Erhebung der bestehenden queeren und queerinklusiven Angebote in Freiburg sowie Recherche zu queeren Jugendzentren in vergleichbaren Städten.

Forschende der EH Freiburg untersuchen, ob die Stadt ein queeres Jugendzentrum braucht. Dafür erheben sie, welche Angebote bereits existieren und welche Bedarfe queere junge Menschen in Freiburg noch haben.

Frau Spahn, gibt es bereits Forschung zu queeren Jugendzentren?

Annika Spahn: Vor kurzem lief in Wien eine Studie mit der gleichen Fragestellung: Braucht Wien ein queeres Jugendzentrum? Meines Wissens sind das die ersten Studien im deutschsprachigen Raum zu diesem Thema. Es gibt aber Untersuchungen zum Freizeitverhalten queerer Jugendlicher, zu ihren Erfahrungen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit und zu ihren Bedarfen. Darauf können wir aufbauen.

Warum richtet sich die Umfrage auch an ältere queere Menschen?

Unsere Hauptzielgruppe sind queere Jugendliche zwischen 14 und 21 Jahren. Aber voraussichtlich werden auch ältere Personen ein queeres Jugendzentrum besuchen. Mit Anfang 20 ziehen viele von zu Hause aus, kommen vielleicht neu in Freiburg an und brauchen dann noch Unterstützung: in Form von Ansprechpartner*innen, Orten, an denen sie sie selbst sein können usw.

Wie sind Sie vorgegangen, um die Zielgruppen zu erreichen?

Wir haben unser Projekt mit einem runden Tisch begonnen, einer Gruppendiskussion mit Akteur*innen der Stadtverwaltung, der Kinder- und Jugendarbeit und der queeren Community. Dabei konnten wir effizient viele Informationen für unsere Untersuchung generieren und gleichzeitig unser Projekt bekannt machen. Dadurch haben wir eine hohe Rücklaufquote: Bei einer der Onlineumfragen haben etwa 400 junge Menschen teilgenommen und ausführlich auf die Fragen nach ihrem Freizeitverhalten geantwortet. Das heißt: Wir erreichen genau die Menschen, die wir erreichen wollen.

Haben Sie außer soziologischen Methoden auch Werkzeuge aus anderen Disziplinen angewendet?

Unter anderem haben wir uns mit den „6 Denkhüten“ des Kognitionswissenschaftlers Edward de Bono auseinandergesetzt. Man betrachtet dabei ein Thema aus sechs verschiedenen Blickwinkeln, zum Beispiel aus der Perspektive von Menschen, die sich von ihren Gefühlen

leiten lassen. Mit dieser Methode haben wir einen guten Gesprächsleitfaden für den runden Tisch entwickelt.

Sie sind für dieses Forschungsprojekt als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an die EH Freiburg gekommen. Wie gestaltet sich die Arbeit im Team?

Unser Team besteht aus fünf Personen: Professorin Nina Wehner, drei wissenschaftliche Hilfskräfte und ich. Bei unseren wöchentlichen Teamtreffen diskutieren wir alle Arbeitsschritte im gesamten Team. Ich profitiere sehr davon, dass zum Beispiel Geschlechterforschung und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung zu den Arbeitsschwerpunkten von Nina Wehner gehören. Ich bringe – zusätzlich zu meiner wissenschaftlichen Arbeit insbesondere in Soziologie und Gender Studies – zwölf Jahre Erfahrung in der Tätigkeit mit queeren Jugendlichen ein. Und ich bin in der Freiburger queeren Community sehr gut vernetzt.

Text: Stefanie Hardick



Ein Gespräch mit
Prof. Dr. Dörte Weltzien

„DAS FELD MIT SPITZENKRÄFTEN BESETZEN“

Mit ihren Studiengängen für Kindheitspädagogik treibt die EH Freiburg seit gut 20 Jahren die Professionalisierung von pädagogischen Fachkräften zum Beispiel in Kitas ebenso wie in Forschung und Lehre voran. Dörte Weltzien ist Professorin für Kindheitspädagogik und Co-Leiterin des Forschungsinstituts Zentrum für Kinder- und Jugendforschung (ZfKJ). Hier spricht sie über gesellschaftliche Erwartungen an ihre noch relativ junge Disziplin, die Bedeutung von hochwertiger Qualifikation und die Bedingungen für gutes Aufwachsen.

ev.olve: Frau Weltzien, Sie haben vor rund 20 Jahren die ersten Studiengänge für Kindheitspädagogik ins Leben gerufen. Wie kam es dazu?

Dörte Weltzien: Die EH Freiburg gehört zu den ersten Hochschulen in Deutschland, die zunächst einen Bachelor- und wenige Jahre später einen Master-Studiengang in diesem Bereich angeboten haben. Zuvor gab es nur die Erzieher*innen-ausbildung und sozialpädagogische Studiengänge mit einer Art „Breitbandqualifizierung“, frühe Bildung kam hier lediglich am Rande vor. Unser Ziel war es, die Kindheitspädagogik als neue, eigenständige Disziplin zu entwickeln und das Feld mit Spitzenkräften zu besetzen.

Warum brauchte es eine Akademisierung der Disziplin? Zuge-spitzt: Was ist „falsch“ an der Ausbildung für Erzieher*innen?

Falsch ist daran gar nichts. Der wesentliche Unterschied – das zeigen Studien zu den Kompetenzen von Fach- und Hochschulabsolvent*innen – liegt in den formalen, methodisch kontrollierten Reflexionskompetenzen. In unserer Disziplin müssen wir uns immer wieder fragen: Wie gestalte ich die Beziehung mit jedem einzelnen Kind? Was weiß ich von diesem Kind und seiner Familie? Nur so bekomme ich einen verstehenden Zugang und kann passgenaue Angebote machen. Frühe Bildung hat auch eine gesellschaftspolitische Dimension: Fast jedes Kind in Deutschland verbringt drei und mehr Jahre in Kindertageseinrichtungen, und Familien haben meist ein hohes Vertrauen in die Arbeit der Fachkräfte. Das ist eine große Chance für gesellschaftliche Teilhabe: für Kinder und Familien. Unsere Absolvent*innen der kindheitspädagogischen Studiengänge bereiten wir auf diese verantwortungsvolle Aufgabe vor.

Der Master-Studiengang Bildung und Erziehung im Kindesalter wurde gerade zum dritten Mal akkreditiert. Was zeichnet diesen Studiengang aus?

Unser Studiengang ist forschungsorientiert, die Studierenden beteiligen sich an den Forschungsprojekten unseres Zentrums für Kinder- und Jugendforschung. Sie können sich mit einem Studienschwerpunkt spezialisieren oder seit kurzem auch berufs begleitend studieren. Dafür haben wir das Studium umorganisiert, beispielsweise gibt es jetzt dreitägige Blockseminare. Das ist für uns eine Herausforderung, aber für die Studierenden ein großer Vorteil: Viele sind bereits im Beruf, haben Familie, wohnen nicht in Freiburg.

In der Professionalisierung der Kindheitspädagogik spiegelt sich gesellschaftlicher Wandel: Früher waren Kitas ja noch primär Spiel- und Bastelorte, der Schwerpunkt lag auf der Betreuung. Wie kommt es, dass man die frühkindliche Bindung und Bildung heute gesellschaftlich so ernst nimmt, Kitas inzwischen als Bildungseinrichtungen begreift?

Ich bin 1969 in einen westdeutschen Kindergarten gegangen, das war eine nette Spielgruppe. Da ist man vielleicht zwei, drei Stunden am Vormittag hingegangen, aber das hat niemanden richtig interessiert. Krippen waren so gut wie unbekannt, die Mütter waren selten berufstätig. In Ostdeutschland war das anders, Kinder kamen meist ab dem dritten Monat in die Krippe, oft ganztags. 2000 kam dann der PISA-Schock: Deutsche Schüler*innen lagen beim internationalen Leistungsvergleich nur im Mittelfeld, was überhaupt nicht dem deutschen Selbstbild entsprach. Daraus entstand die Forderung, die frühe Bildung zu stärken.

Ziel der Kita ist es also, dass die Kinder später bessere Mathe-noten bekommen, Fähigkeiten erlernen, die ihnen später auf dem Arbeitsmarkt etwas bringen?

Was die frühe Bildung auszeichnet, ist der Blick auf das einzelne Kind, seine individuelle Entwicklung. Kitas bilden die Gesellschaft ab und somit auch ihre Herausforderungen. Zuge-spitzt gibt es zwei Fraktionen: Die einen sagen, frühes Lernen und Vorläuferkompetenzen in der Kita als Vorbereitung auf die Schule sind wichtig, für andere gehört Wohlbefinden, Resilienz und Beziehung dazu. Natürlich ist beides relevant – und das ist auch wissenschaftlich belegt. Interaktions- und Beziehungsgestaltung findet ja nicht im luftleeren Raum statt. Die Kinder suchen immer nach Möglichkeiten, Neues zu entdecken, ihre Theorien weiterzuentwickeln, sich in jeder Hinsicht auszuprobieren – und genau das ist Bildung. Forschung und Lehre an der EH Freiburg – mit ihrem Profil als SAGE³-Hochschule – haben zum Ziel, Bedingungen für ein gelingendes, gutes Aufwachsen zu erforschen und herzustellen. Hier liegt auch die Nähe zur Sozialen Arbeit, die zum Beispiel Demokratiefähigkeit und Integration fördert.

Welche frühe Bildung halten Sie für wichtig?

Das „Wie“ ist wichtiger als das „Was“: Ziehe ich meine Angebote durch, obwohl ich Kinder mit Vermeidungstendenzen gar nicht erreiche? Oder bin ich motiviert, gemeinsam mit den Kindern etwas zu entdecken? Vor allem gilt: Kinder haben Rechte. Ein Recht auf Spiel und Lernen, auch das Recht auf Beteiligung und Schutz. Sehr wichtig ist, dass Kinder sehr früh das lernen, was unsere Gesellschaft ausmacht – dazu gehört auch die Sprache. Das hat mit Inklusion zu tun, mit Chancengerechtigkeit, mit gesellschaftlicher Fairness und mit ethischen Aspekten. Es darf nicht passieren, dass immer mehr Menschen gesellschaftlich ausgeschlossen sind, dass wir Kinder schon im ganz frühen Alter verlieren, und damit aber gesellschaftlich große Folgeprobleme für sie und ihre Familien riskieren. Dagegen setzen wir die frühe Bildung und mit ihr die Förderung von Resilienz und ebenso Prävention.

Wir machen Sie jetzt mal zur Weltpräsidentin, die per Dekret optimale Rahmenbedingungen schaffen kann. Welche Veränderungen stoßen Sie an?

Wir wissen genau, wie viele Kinder auf eine Fachkraft kommen dürfen: Der Personalschlüssel sollte 1:3 bei den 1- bis 3-jährigen Kindern beziehungsweise bei 1:7,5 bei Kindern von drei Jahren bis zur Einschulung liegen. Je nach Personalschlüssel der einzelnen Bundesländer ist das Verhältnis aktuell teilweise doppelt so hoch. Das würde ich sofort ändern. Dann würde ich unbedingt die Gruppengrößen verkleinern: Es nützt nichts, wenn in einem Raum 25 Kinder sind und schließlich eine zusätzliche Fachkraft kommt – dadurch wird es nur noch voller und lauter. Zudem würde ich vorschreiben, dass mindestens zehn Prozent der Fachkräfte eines Teams akademisch qualifiziert sein müssen und dafür ausgebildet sind, ergänzende Aufgaben zu erfüllen – etwa im Bereich Vernetzung mit dem Sozialraum, in der Präventionsarbeit oder Familienberatung. Grundsätzlich sollten 20 bis 25 Prozent der Arbeitszeit für die sogenannte mittelbare pädagogische Arbeitszeit, also die Vor- und Nachbereitung, reserviert sein. Ich würde Ressourcen anders verteilen: Kitas oder Familienzentren an Standorten mit einem hohen Problemdruck in den Familien und entsprechend großem Unterstützungsbedarf würde ich mehr Ressourcen geben. Denn Chancengerechtigkeit, Demokratieverständnis und gesellschaftliche Teilhabe werden ganz konkret in der alltäglichen Praxis von Vielfalt und Inklusion gefördert, und dafür braucht es kompetente Fachkräfte und vor allem mehr Zeit.

Wie argumentieren Sie für die Mindestquote an Akademiker*innen?

Wir haben mehr Alleinerziehende, mehr Eltern, die berufstätig sind, mehr Familien mit besonderen Herausforderungen. Und wir haben den Rechtsanspruch auf einen Platz in der Kita für Kinder ab dem vollendeten ersten Lebensjahr. Das alles führt zu einem riesigen Bedarf an Kitaplätzen. Gleichzeitig heißt das, dass Kitas noch mehr leisten müssen: Gesellschaftliche Veränderungen bis zu Konflikten spiegeln sich in der Kita wider und die Fachkräfte brauchen Kompetenzen, damit umzugehen. Wir wissen aus der Forschung, wie wichtig frühe, qualitativ hochwertige Beziehungserfahrungen sind. Die Lösung kann also nicht sein, mehr ungelernete Kräfte zu holen – irgendwen, Hauptsache erwachsen und mit einem Führungszeugnis. Was wir brauchen, sind mehr gut ausgebildete Fachkräfte. Leitungsstellen können derzeit oft kaum besetzt werden, weil das ein enorm fordernder, anspruchsvoller Job ist, bei dem Führungskompetenzen erwartet werden, für die Erzieher*innen gar nicht ausgebildet sind. Unsere Absolvent*innen kommen qualifiziert, kompetent und gerüstet mit vielen guten Ideen ins Feld. Wenn sie bei uns den Master studieren, geben sie anschließend ihr Wissen weiter, zum Beispiel als Fachschullehrkräfte in der Ausbildung von Erzieher*innen. Dadurch verändert sich viel – nicht nur in der Kita.

Heißt das, die Perspektiven für die Freiburger Kindheitspädagog*innen sind gut?

Viele unserer Studierenden, ob mit Bachelor- oder Masterabschluss, bekommen schon Stellenangebote, während sie noch im Seminar sitzen. Nach dem Studium arbeiten sie dann in der offenen oder stationären Kinder- und Jugendhilfe, aber auch im Bereich der Ganztagschulen, in der Schulsozialarbeit oder in Jugendämtern. Mit den neuen Fachkräften entstehen außerdem neue Berufsfelder. Träger schauen sich die Kompetenzen der Absolvent*innen an und schaffen entsprechende Schlüsselstellen – zum Beispiel zu Inklusion, Sozialraumvernetzung und Kooperation mit Grundschulen. So eine Fachkraft bietet über ihren täglichen pädagogischen Dienst hinaus dann Teamschulungen oder Elternberatung an, dies hat positive Ausstrahlungseffekte in das System der frühen Bildung hinein. Für unsere Absolvent*innen sind solche Stellen sehr attraktiv, denn dort können sie mit Kindern zusammenarbeiten und bekommen Ressourcen für Zusatzaufgaben, die die Qualität der Einrichtungen voranbringen.

Interview: Nora Lessing

³ SAGE= Soziale Arbeit, Gesundheitswissenschaften, Pflege, Kindheitspädagogik und Angewandte Theologie

Erfolgreicher Innovationssprint

Menschen mit psychischen Erkrankungen fallen nach der stationären Behandlung häufig durchs Raster. Das Forschungsprojekt „Netzwerkorientierung im digitalen Kliniksozialdienst“ soll das ändern. Per App kann schon bei Aufnahme in die Klinik erkannt werden: Wo hinkt die Versorgung? Wo fehlt das soziale Sicherheitsnetz? Die Zusammenarbeit zwischen der EH Freiburg und den Kliniken der Oberberg-Gruppe wird über DATIpilot mit 300 000 Euro gefördert. Für die Projektpartner Prof. Dr. Fabian Frank und Priv.-Doz. Dr. Lars Hölzel war die gemeinsame Bewerbung im neuen Förderprogramm eine spannende Erfahrung.

Das Projekt

In Tages- und Fachkliniken finden Menschen Hilfe bei psychischen Erkrankungen wie Depressionen oder Angststörungen. Der Schutzraum hat jedoch seine Grenzen. Überspitzt gesagt: Stationär kümmert sich ein ganzes Heer von Ärzt*innen und Betreuungsprofis um die Patient*innen, sie haben einen strukturierten Tagesablauf, können an therapeutischen Angeboten teilnehmen. Dann kommen sie nach Hause – und fallen in ein Loch. Das Dilemma ist bekannt, gute Nachversorgung jedoch eine Herausforderung.

„Wir wissen, dass diese Menschen Unterstützung brauchen, damit sie langfristig gesund bleiben“, sagt Lars Hölzel von der Oberberg-Gruppe, dem Projektpartner der EH Freiburg. Neben der professionellen Begleitung durch ärztliche Behandlung und Psychotherapie sind auch alltägliche Kontakte und das soziale Umfeld wichtig. „Wir setzen in der Klinikgruppe jetzt schon psychotherapeutische Ansätze ein, die auf soziale Interaktion und Beziehungen abzielen“, so Hölzel. Die Häuser sind mit ambulanten Versorgungseinrichtungen und Selbsthilfegruppen vernetzt.

Digitale Werkzeuge spielen ebenfalls eine wichtige Rolle: In 19 Kliniken der Oberberg-Gruppe gehört eine App für die Aufnahme- und Verlaufsdagnostik zum Standard. Über 10 000 Patient*innen haben sie bereits genutzt. Ein Kernelement

sind digitale Fragebögen, die das behandelnde Team und den Kliniksozialdienst bei der Diagnostik und Behandlungsplanung unterstützen. Dazu gehört bereits eine Frage zum Verhalten von Bezugspersonen aus Familie oder Freundeskreis: Reagieren sie hilfreich, unterstützen sie genug? Was es noch nicht gibt: eine systematische Erfassung der sozialen Netzwerke, bei der auch andere Sozialkontakte, etwa am Arbeitsplatz oder in Vereinen mitgedacht und in Beziehung zur professionellen Betreuung gesetzt werden.

Diese Lücke soll durch das Forschungsprojekt „Netzwerkorientierung im digitalen Kliniksozialdienst“ (NodiKs) kleiner werden. Es startet im Dezember 2024 und läuft 18 Monate. Sieben Privatkliniken der Oberberg-Gruppe erweitern ihr Monitoring. Der neue Fragebogen folgt einem netzwerkanalytischen Vorgehen, das an der EH Freiburg entwickelt wurde. Fabian Frank: „Wir fragen nach Unterstützungsleistungen und nach den Akteuren, von denen Hilfe kommt. So können wir das Netzwerk sichtbar machen und frühzeitig erkennen, ob jemand sozial isoliert ist.“ Erhalte der Kliniksozialdienst mehr Einblick in die soziale Einbettung der Entlassenen, könne er besser reagieren und intervenieren. Betroffene aufs Kontaktenknüpfen vorbereiten zum Beispiel. Oder Personen aus dem Umfeld dafür sensibilisieren, was weiterhilft.



Die Zusammenarbeit

Die EH Freiburg als SAGE-Hochschule arbeitet für das NodiKs-Projekt mit der Oberberg-Gruppe zusammen. Diese vor über 30 Jahren gegründete Klinikgruppe hat ihren Hauptsitz in Berlin und deutschlandweit Fach- und Tageskliniken im Bereich Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie. Das Verfahren DATIpilot des Bundesforschungsministeriums (BMBF) ist darauf zugeschnitten, dass Hochschulen mit Partnern aus der Praxis soziale oder technische Innovationen vorantreiben. Das Wissen aus der Forschung soll schneller bei den Praktiker*innen ankommen, vielleicht sogar neue Geschäftsmodelle auf den Weg bringen. „Auch wenn die EH Freiburg der Logik der Förderrichtlinie entsprechend federführend auf dem Papier steht, sind wir gleichberechtigte Partner“, betont Fabian Frank. Ideenentwicklung, Antragstellung und Projektvorstellung für die „überwiegend soziale Innovation“ waren Teamarbeit. Die 300.000 Euro Fördergeld werden je zur Hälfte zwischen beiden Institutionen aufgeteilt.

Das gemeinsame Projekt würde es nicht geben, wenn sich nicht Fabian Frank und Lars Hölzel vor über 15 Jahren an der Uniklinik in Freiburg über den Weg gelaufen wären. Hölzel war damals Wissenschaftlicher Mitarbeiter und leitete eine Arbeitsgruppe zur Psychotherapie- und Versorgungsforschung. Frank kam als wissenschaftliche Hilfskraft dazu. Über die Jahre entstand ein vertrauensvolles Verhältnis, das nie ganz einschließ – auch nicht, als ihre Karrierewege einen unterschiedlichen Verlauf nahmen. Lars Hölzel leitet mittlerweile die Versorgungsforschung an den Oberberg-Kliniken, Fabian Frank ist Professor für Wissenschaft Soziale Arbeit und Prorektor für Forschung und Transfer an der Evangelischen Hochschule. Als die beiden gut gelaunt ihre gemeinsame Geschichte rekapitulieren und auf die Motivation zur gemeinsamen Antragstellung im DATIpilot eingehen, vergleichen sie sich mit den Blues Brothers, die die Band beziehungsweise die Arbeitsgruppe zusammenhalten.

Beide haben sich aus ihren jeweiligen Perspektiven heraus bereits mit Versorgungslücken und der Rolle von sozialen Netzwerken befasst, auch schon gemeinsam zur Angehörigenarbeit publiziert. So verdichten sich in der kurzen Antragsskizze zum Projekt viele Jahre der Forschung und Zusammenarbeit.



„Mit unseren Entwicklungen können auch andere etwas anfangen. Sie werden gewissermaßen zu Werkzeugen für die weitere Arbeit.“

Lars Hölzel



Abb.: Ausschnitt aus dem Fünf-Minuten-Pitch

Die Förderung

Das DATIpilot-Verfahren war für Hölzel und Frank ein Anreiz, wieder gemeinsam zum Thema zu forschen, weil die Antragstellung vergleichsweise wenig Aufwand erforderte. Im ersten Schritt fassten sie ihre Projektidee in einer zweiseitigen Skizze zusammen „Zwei Seiten – so viel hat bei einem normalen Förderantrag allein die Zusammenfassung“, sagt Frank. Die Skizze für NodiKs und etwa 3000 vergleichbare Bewerbungen für das Fördermodul „Innovationssprints“ wurden geprüft: Sind hier förderwürdige technologische oder soziale Innovationen zu erkennen, die schnell, also in maximal 18 Monaten Laufzeit realisiert werden können?

Wer überzeugte, kam eine Runde weiter und durfte seine Projektidee mit einem Fünf-Minuten-Pitch vorstellen, auf einer sogenannten Roadshow: Die versammelten Antragsteller*innen aus vielen unterschiedlichen Disziplinen bewerteten sich gegenseitig mit Punkten. Die Punktbesten qualifizierten sich für eine inhaltliche Förderzusage und wurden aufgefordert, einen formalen Förderantrag zu stellen. Für NodiKs kam dann im Juni 2024 die offizielle Förderzusage aus dem Bundesministerium.

Frank und Hölzel blicken mit einem lachenden und einem weinenden Auge zurück. „Wir haben zuerst ein bisschen mit dem Format gefremdelt, hatten dann aber großen Spaß bei



„Wir wollen frühzeitig erkennen können, ob jemand sozial isoliert ist.“

Fabian Frank



der Antragstellung und der Präsentation“, rekapituliert Hölzel. So sehr die beiden sich über den Zuschlag freuen – ein paar Kritikpunkte am Förderwerkzeug DATIpilot haben sie schon: Beim Pitch mit Punktevergabe kämen Faktoren zum Tragen, die mehr mit Marketing und Rhetorik als mit Wissenschaftlichkeit zu tun haben. Insgesamt erscheint das Verfahren etwas intransparent, weil die Auswahl- und Bewertungskriterien nicht zu 100 Prozent nachvollziehbar sind. Und die finale Förderquote für alle Innovationssprints falle mit 10 Prozent relativ niedrig aus, obwohl rund 150 Projekte über ein Losverfahren nachnominiert wurden.

Der Ausblick

Läuft das Projekt gut, könnten in Zukunft deutlich mehr Patient*innen von einer besseren Nachversorgung profitieren. Die Netzwerkorientierung kann auf die gesamte Oberberg-Gruppe ausgeweitet werden und auch anders aufgestellte Kliniken sollen die Entwicklungen adaptieren können. Auf dem veränderten Monitoring der Patient*innen können digitale Tools aufbauen, die das Matching zwischen weiterbehandelnden Psychotherapeut*innen und Hilfesuchenden verbessern und Wartezeiten verkürzen. Die Forschenden hoffen außerdem, dass sich ihre Erkenntnisse auch auf andere als psychische Krankheiten übertragen lassen. Schließlich spielen soziale Unterstützung und psychische Gesundheit auch für viele chronische Erkrankte eine entscheidende Rolle.

Dirk Nordhoff

DIE GROSSE FRAGE



LEHRE UND KI: WERKZEUG MIT POTENZIAL?

Eine Antwort von Prof.in Dr.in Stefanie Engler

Als Stefanie Engler vor knapp vier Jahren zum 1. September 2020 an die EH Freiburg berufen wurde, wütete die Corona-Pandemie bereits weltweit. Die Pandemie wirkte sich auch auf den Hochschulbetrieb aus: Die Digitalisierung der Lehre wurde unverzichtbar und nahm an Geschwindigkeit auf. Seit 2021 ist Engler Prorektorin für Lehre und damit gehört das Weiterentwickeln anspruchsvoller Lehre digital und in Präsenz zu ihrer Agenda.

Wer nach einem universell einsetzbaren Multifunktionstool für die Lehre sucht, wird es nicht finden. Auch wenn wir heute E-Learning-Plattformen vielseitiger einsetzen als vor rund zehn Jahren und uns mit KI wie ChatGPT auseinandersetzen müssen, kommt es immer noch stark auf die eigene Haltung zum Lehren an. Auf geplante Lern- und Kompetenzziele, auf sinnvolle Didaktik. Wenn ich es wichtig finde, zu Beginn eines Seminars eine gute Lernatmosphäre aufzubauen, muss ich das im digitalen Raum genauso machen wie im analogen. Wenn ich Studierende dazu ermutigen möchte, sich zu äußern, kann ich das im virtuellen Raum genauso machen wie im echten Raum. Wir reden also eher über einen Werkzeugkasten mit analogen und digitalen Tools, den wir befüllen und aus dem wir uns bedienen.

Ich habe ein Lehrverständnis, das stark auf selbstbestimmte und sich selbst organisierende Lernende setzt. Die Studierenden sollen mitdenken und mitbestimmen, wenn es darum geht: Welche Ziele und Schwerpunkte setzen wir in einer Lehrveranstaltung, aber auch insgesamt an der Hochschule? Das hat sicher damit zu tun, dass ich aus der Sozialen Arbeit und der Bildungsarbeit mit älteren Menschen komme, denn das ist ein Bereich, in dem freiwillig Engagierte und selbstständig Lernende sehr präsent sind. Jedenfalls ist das ein Ansatz, bei dem uns das Digitale sehr unterstützt. Ich kann deutschlandweit Expert*innen einbeziehen, auf unserer

Lernplattform Ilias einen flexiblen Materialpool aufbauen und neben Texten auch Podcasts oder Videos einbinden. Die Studierenden können in ihrem Tempo lernen, allein oder in Gruppen, können selbst entscheiden, was sie wie intensiv nutzen.

Mit Plattformen wie Ilias, Stud.IP oder Moodle arbeiten wir seit vielen Jahren. Das hat sich bewährt, aber auch verändert. Zunächst waren sie mehr Datenlager, wo das Skript als PDF abgelegt wurde. Inzwischen haben wir eine ganz andere Form der Digitalität: Wir nutzen Chats und Foren für die Kommunikation zwischen Studierenden und Lehrenden, auch für Feedback und legen Selbstlernmodule an. Begleitende Studienleistungen können über Ilias eingereicht werden. Studierende können flexibler und unabhängig von einem starren Stundenplan lernen. Vor allem unsere konsekutiven Master als Teilzeitstudium sowie die weiterbildenden Master-Studiengänge sind zum Beispiel primär für Berufstätige gedacht, die nicht immer in Präsenz teilnehmen können und daher andere Lernformen brauchen. Auch für Personen mit Care-Aufgaben passen sie. Biete ich mehrere Lernpfade an, kann meine Lehre also mehr Menschen erreichen, Menschen mit unterschiedlichen Interessen und Bedarfen. Und das gilt für die gesamte Hochschule: Sie wird so für alle zugänglicher. Gerade für die Neu- und Weiterentwicklung von Studiengängen und Fortbildungen ist das ein wesentlicher Punkt.

Wie die Verbindung von Präsenz- und Onlinelehre funktionieren kann und wie Blended Learning zu denken ist, darüber haben wir schon lange vor Corona nachgedacht. Noch vor fünf Jahren konnten wir uns vieles, was heute Realität ist, so nicht vorstellen. So ähnlich gilt das auch für Videokonferenzen. Skype, Zoom und ähnliche Tools nutzen wir ja schon seit vielen Jahren, zunächst nur privat. Mittlerweile steht im Fokus: Welche Werkzeuge passen zu welchen Inhalten und Lernzielen? Wie gestalte ich das Seminar abwechslungsreich, wann sind kreative Elemente geeignet? Ich kann Inhalte leichter dokumentieren, da sind wir wieder bei der Flexibilisierung. Und ich kann mit kooperativen Aufgaben Beziehungen anregen, da sind wir wieder bei der Lernatmosphäre.

Wir haben während der Pandemie unglaublich viel gelernt und uns als Hochschule viele digitale Werkzeuge erarbeitet. Der Aufwand, digitale Lehre zu entwickeln, ist jedoch gewachsen. Digital geht nicht automatisch schneller. Einmal die Videovorlesung für die Konserve produzieren, dann habe ich danach weniger Arbeit? Diese Rechnung stimmt so nicht. Wir sehen das besonders bei der synchronen hybriden Lehre mit zugeschalteten Onlineteilnehmer*innen während einer Präsenzveranstaltung. Ich überprüfe das aktuell im Rahmen unserer virtuellen Lehrkooperation „Beziehungsarbeit im digitalen Raum“ (BediRa). Hier arbeiten fünf SAGE-Hochschulen zusammen, öffnen ihre Veranstaltungen für die



Prof.in Dr.in
Renate Kirchhoff

FOKUS AUF LÖSUNGEN

Lösungsorientierung ist ein Markenzeichen und ein Wettbewerbsvorteil der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften (HAW): Sie steht für den Anspruch, die Lebenslagen und Arbeitswelten von morgen mitzugestalten. Wer mit- und umbauen will, braucht geeignetes Werkzeug – und Menschen, die damit umgehen können.

Als SAGE-Hochschule in kirchlicher Trägerschaft konzentrieren wir uns auf Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung sowie auf Angewandte Theologie. Im weitesten Sinne geht es fast immer um Bildung und Unterstützung. Damit das in unterschiedlichen Zusammenhängen für diverse Menschen und Zielgruppen funktioniert, brauchen wir die Praxisorientierung auf mehreren Ebenen.

Lösungsorientierte Forschung für die Praxis

Forschung entwickelt Praxis weiter: Anstoß hierfür sind aktuelle und zukünftige gesellschaftliche Aufgaben. Theorieentwicklung, auch in der Forschung, gehört an HAW dazu – wie an allen anderen Hochschulen. Spezifisch ist, dass etwa Debatten über Definitionen von Macht oder die Aufgaben von Sozialer Arbeit dazu dienen, Konstellationen in der Praxis zu analysieren: um trotz Interessenkonflikten gestaltungsfähig zu bleiben oder um Angebote für bestimmte Zielgruppen an veränderte Rahmenbedingungen anpassen zu können. Unsere Professor*innen sind für lösungsorientierte Forschung prädestiniert. Denn sie bringen nicht nur Forschungserfahrung mit, sondern auch eine mindestens dreijährige berufliche Erfahrung außerhalb der Hochschule.

Praxissemester und Praxisprojekte im Studium

Das Studium ist verzahnt mit Praxisphasen, um theoretisches Wissen an der Wirklichkeit zu messen und methodische Kompetenzen in diversen Handlungsfeldern anzuwenden. Zu unseren Bachelor-Studiengängen gehört ein Praxissemester:

Das sind 100 Tage berufliche Arbeit, begleitet von Mentor*innen, die in jedem Fall Berufsvertreter*innen sind. Hochschullehrende begleiten die Studierenden und die Praxisstellen, zum Beispiel beim Erstellen des Praxisberichts: Welche fachwissenschaftliche Literatur ist geeignet, um die beruflichen Erfahrungen zu reflektieren? Welche Konsequenzen können gezogen werden für die Weiterentwicklung der studentischen Fachlichkeit und auch der Praxiseinrichtung? Aus Fragen wie diesen entwickeln die Professor*innen oft Fortbildungen, Fachtage oder kleine Forschungsprojekte. Zusätzlich gibt es in allen Bachelor-Studiengängen Praxisprojekte. Hier entwickeln Studierende beispielsweise Bausteine für Nachhaltigkeitsinitiativen eines Freiburger Stadtteils, sie konzipieren Workshops für Schüler*innen mit Behinderung oder identifizieren Förderbedarfe von Kindern. In den forschungsorientierten Master-Studiengängen bedeutet Praxisnähe, dass Studierende an laufenden Forschungs- und Evaluationsprojekten beteiligt werden: an der Evaluation des städtischen Nachttaxis für Frauen, an Digitalisierungsmaßnahmen von Beratung in der Jugendhilfe, an Untersuchungen zur Wirksamkeit von professionell angeleiteten Selbsthilfegruppen für Angehörige von Suizidalen, oder sie entwickeln Standards für friedenspädagogische Arbeit.

Gute Vernetzung mit Praktiker*innen und Praxisstellen

Um Wissen lösungsorientiert zu vermitteln, brauchen wir Praktiker*innen. Bei uns funktioniert das gut, weil bis zu 40 Prozent der Lehre durch Praxisvertreter*innen erbracht wird. Dazu gehören etwa Sozialarbeiter*innen, Diakon*innen, Pädagog*innen, Jurist*innen, Theolog*innen und Psychotherapeut*innen. Sie arbeiten direkt mit den relevanten Zielgruppen, zum Beispiel als Leiter*innen von kommunalen Ämtern und Fachstellen, in Schuldekanaten oder bei kirchlich-diakonischen bzw. -karitativen Einrichtungen. Eine große Auswahl an Praxisstellen zu haben, ist ebenfalls wichtig: Wir sind also angewiesen auf gute Kontakte und den für eine Fachdisziplin spezifischen Austausch mit Institutionen, Initiativen und NGOs, die Praxisstellen für unsere Studierenden anbieten. Unser nationales und internationales Netzwerk mit mehreren Hundert Einrichtungen kommt uns hier zugute. Gesamtgesellschaftlich geht es dabei auch um Fachkräftegewinnung: für Berufe von enormer gesellschaftlicher und kirchlicher Relevanz.

Studierenden der Partnerhochschulen und erweitern damit das Spektrum der Veranstaltungen, bereichern den Austausch und die Perspektiven. Über die Raummikrofone und die 360°-Kamera können auch Studierende aus Dresden oder Berlin partizipieren. Aber das ist für mich als Lehrende anstrengender und anspruchsvoller: Nur wenn die Didaktik stimmt und die Technik gut ist, profitieren alle.

Die Tools in meinem Werkzeugkasten erarbeite ich mir immer wieder neu, auch im Austausch in der Hochschule und weltweit – da muss ich einfach am Ball bleiben. Das eine ist vielleicht nicht mehr datenschutzkonform, das andere nicht mehr kostenfrei oder die Funktionen passen nicht mehr. Die laufende Auseinandersetzung mit den digitalen Möglichkeiten kann auch zu Frustration führen. Denn wir wollen uns ja vor allem auf inhaltliche Fragen konzentrieren. An der EH Freiburg ist es relativ leicht, zum Beispiel neue Apps vorzustellen und Erfahrungen mit dem Rest des Kollegiums zu teilen – ein Vorteil einer kleinen Hochschule. Wir nutzen auch ein Förderprogramm des Bundesforschungsministeriums, das sogenannte „FH-Personal“. Für unser Konzept SocialPROFit haben wir 2020 den Zuschlag erhalten. Darin ist ein ganzes Bündel an Maßnahmen

enthalten, mit denen wir unsere Lehre auch digital entwickeln und uns selbst weiterbilden.

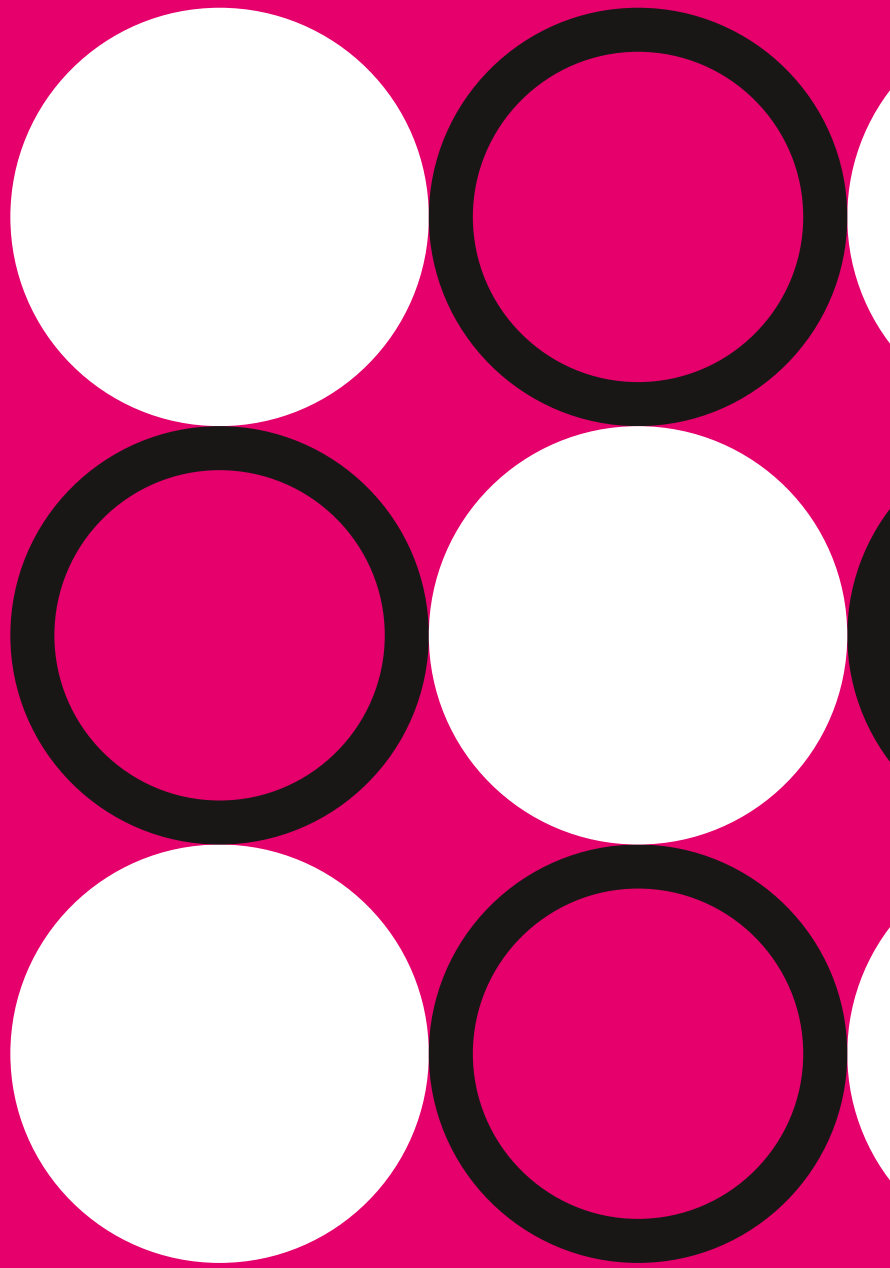
Ein Dauerthema ist, wie wir mit ChatGPT und anderen KI-Anwendungen umgehen. Wo müssen wir die Nutzung durch Studierende akzeptieren, wo begrenzen, wo ermöglichen? Wo müssen wir schulen und Kompetenzen vermitteln? Inzwischen gibt es erste KI-generierte Lernmodule. Mit der aktuellen ChatGPT-Version lassen sich Chatbots für die eigene Lehre erstellen. Doch ob das auch für unsere Inhalte bald Realität sein wird? Als Prorektorin für Lehre sehe ich auch die Probleme: Verzerrt ein Bias in den Trainingsdaten den Inhalt? Wer legt die Lernziele fest? Wer achtet auf die Qualität? Ein Thema wie Suizid im Alter möchte ich beispielsweise nicht einer künstlichen Intelligenz als Lerncoach anvertrauen.

Es geht an HAW nie nur um die reine Wissensvermittlung, sondern auch um das Reflektieren und die praktische Anwendung. Als Lehrende haben wir diese doppelte Perspektive: Was brauchen die Lernenden, damit sie den Anforderungen im Studium begegnen können? Und was brauchen sie später im Beruf, zum Beispiel für eine datenschutzkonforme und kommunikativ gut gestaltete

Onlineberatung in der Jugendhilfe oder zu Sucht? Und wir sind nah dran an gesellschaftlich relevanten Themen. Wenn wir über Sexismus, Rassismus oder Ageismus diskutieren, habe ich meine Studierenden am liebsten in einem „echten“ Raum, so dass ich alle sehen, Reaktionen besser wahrnehmen und individuell auf sie eingehen kann. Das ist schließlich eine unserer besonderen Stärken.

Und es gibt noch eine andere Herausforderung: Wir gehen oft davon aus, dass alle Studierenden Digital Natives sind und die entsprechenden Medienkompetenzen mitbringen. Das ist aber nicht so. Durch KI verschärft sich das noch: Wer eine hohe Digitalkompetenz hat, lernt leichter zu prompten, lässt sich etwa Ideen und Texte generieren und baut seinen Vorsprung weiter aus. Wer sich nicht mit KI beschäftigt, kennt auch die Tools nicht, mit denen sich etwa Schreibprozesse vereinfachen lassen. Die erforderlichen Kompetenzen wollen wir auch vermitteln, weil sie für das Studium und ebenso für die berufliche Arbeit unverzichtbar geworden sind. Für uns nicht minder wichtig: Fragen der Ethik, wie zum Beispiel der Schutz der Privatsphäre, gehören ins Studium.

Protokoll: Dirk Nordhoff



ev.olve wird gefördert von:



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



Unser
Hochschul-Newsletter